

Aus dem Tagebuch einer Mutter

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 45

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Tagebuch einer Mutter.

Von Maria Dutli-Rutishauser

Als sie tot war — die Primeln blühten gerade zum erstenmale auf ihrem frühen Grabe — stand der Mann vor mir und reichte mir ein in Zeitungspapier eingeschlagenes Büchlein. Halbwegs hatte er es ausgepackt. Sein Gesicht trug einen verlegenen, beschämten Ausdruck. Ich dachte an Geldsachen, Bürgerschaft oder so und erschrak, — davor habe ich Angst, weil ich nichts davon verstehe. Aber das Büchlein war kein Sparheft.

„Können Sie sich vorstellen, daß meine Frau selig geschrieben hat? Ja, Sie verstehen das gewiß, darum bin ich mit dem Heft da zu Ihnen gekommen. Wenn Sie einmal Zeit hätten — mein Gott, ich weiß schon, daß Sie die Fehler entschuldigen, die drin stehen, die Margrit ist halt nicht in die Sekundarschule gegangen. 's war grad die Zeit der Grenzbesetzung, man brauchte die Maitli daheim zum Schaffen. Die Margrit — ja, lesen Sie doch einmal, was sie da geschrieben hat — halt wenn Sie ein bißchen Zeit fänden.“

Zeit hatte ich nicht viel — die Hosens meiner Buben sollten Flicker haben — aber das Büchlein war nur klein, ich hatte es bald gelesen, nachdem der Witwer fort war. Nur ist mir dann der farge Inhalt tagelang durch Herz und Seele gegangen.

Das Heft hab' ich dem Mann schon lange zurückgegeben. Einen Umschlag habe ich ihm gemacht aus schönem Papier. Er dankte und fragte, ob er vielleicht die alte Zeitung wieder haben könnte.

Die Zeitung? Die hatte ich weggetan, weil sie so zerknittert und unsauber war.

Ja, dann sei es gleich, nur — die Zeitung sei die letzte gewesen die die Margrit gelesen habe, am Abend vor ihrem Tode.

Ich staunte. Der Mann sah nicht feinfühlig aus. Und doch hat er Tränen in den Augen gehabt, als er ging. Und an einer Stelle im Büchlein seiner Frau hat es geheißen: „Wenn doch der Anton einmal etwas Liebes sagen könnte! Es ist, als ob er kein Herz hätte. Wenn er mit dem Roß plaudert, kommt es mich manchmal an, ich möchte es sein.“

Nun, da sie tot ist, will er die Zeitung aufheben, die sie zuletzt gelesen hat!

Es ist kein richtiges Tagebuch. Es stehen nicht einmal Daten drin. Mir schien, es sei für niemand bestimmt. Die Frau wollte sich nur das von der Seele schreiben, was sie dem Manne nicht sagen konnte.

Ob er sich wohl etwas dabei gedacht hat, als er las:

„Ein Jahr nach unserer Hochzeit ist der erste Bub gekommen. Ich habe ziemlich durchmachen müssen. Der Anton hat es aber nicht gemerkt, er war im Stall und nachher hat er nichts darnach gefragt. Am Toni hat er Freude, aber ich glaube, er denkt gar nicht daran, daß ich ihm die Freude gemacht habe. Sonst ist er ein Guter.“

Mich rührte dieser Nachsatz. Verschämt steht er da — wie eine schlecht plazierte Entschuldigung oder Abbitte. Was versteht diese Margrit vom Gutsein? Meinte sie, der Mann sei ein Guter, weil er sie nicht schlug, weil er wenigstens das Kind lieb hatte? Und weil er für Hof und Familie sorgte? Das tat sie doch auch und keiner hat je gesagt, sie sei eine Gute. Vielleicht jetzt, nach ihrem Tode, denkt es der Mann.

Einmal ist es wie ein Schrei in der Frau kleinem Buch. Es muß Jahre später gewesen sein. Vier Kinder waren schon da und sie lagen krank. Dyphterie! Das Wort konnte Margrit nicht richtig schreiben. Aber wie es Mütter sagen oder schreiben — es klingt stets furchtbar und ist der Schrecken aller, die Kinder haben.

„Herrgott — du kannst doch nicht — nein, nimm lieber mich! Wenn der Anton das erleben müßte! Die Buben, gerade die Buben!“

Drei Blätter stehen leer im kleinen Heft. Aber sie reden mehr als die ungelenteten Worte der andern Seiten.

„Sie sind gestorben. Der Toneli und der Ernstli. Man kann da nichts machen. Weinen nützt auch nichts. Die Frau aus der Stadt, bei der ich gedient habe, meinte, es breche mir doch gewiß das Herz. Ich glaube nicht — ich weiß halt nicht, wie viel es braucht, bis einem das Herz bricht. Aber der Mann ist doch auch noch da.“

Ja, er war da. Aber die Margrit muß keinen großen Halt an ihm gehabt haben.

„Er geht jetzt so viel fort.“

Lange nachher — die Schrift ist auf einmal ganz anders geworden — steht eine Freude verzeichnet. Es ist wie eine erste Blume nach langem Winter:

„Nun haben wir wieder einen Buben! Anton, so hat ihn mein Mann genannt. Ich wollte diesen Namen nicht — er erinnert mich zu viel an den Toneli. Aber der Mann meint, der sei tot und man vergesse ihn eher so. Eine Mutter kann doch kein Kind vergessen. So habe ich nun zwei Toneli — einen lebendigen und einen toten.“

Irgendwo in dem Heft lag eine vertrocknete weiße Blume. Steinbrech. Sie gehört wohl zu der Stelle, wo Frau Margrit geschrieben hat:

„Heute ist weißer Sonntag. Der Toneli (der tote) und Ernstli könnten jetzt zur ersten hl. Kommunion gehen, weil man dies Jahr zwei Klassen nimmt. Es wäre so schön. Viele Mütter sind heute in der Kirche gekniet und haben Freudentränen geweint. Ich habe auch weinen müssen, aber aus Heimweh nach den Kindern. Ich meinte, der Mann habe auch daran gedacht. Aber er schimpfte, als ich davon sprach. Das mache sich nun wieder, wenn man so zimperlich tue — so etwas müsse eins mit den Jahren doch verwinden können. Die Blume vom Doppelgrabe habe ich heimgenommen und lege sie nun da hinein. Man macht das doch so, oder?“

Vielleicht hat die ganz junge Margrit einst — wie wir alle einmal die Blumen gepreßt, die sie beim Spaziergang mit dem Verlobten pflückte. Sie sind dahin — geblieben ist ihr die arme Blume vom Grabe der Kinder!

Auf der letzten Seite des Heftes stehen nur noch ein paar Sätze. Klar ist die Schrift, schöner und geordneter als früher. Testamente schreibt man wohl so sorgfältig.

„Ich habe in einem Buche gelesen, das mir der Herr Pfarrer gegeben hat. Darin steht, daß Mütter auch vom Himmel aus über ihre Lieben wachen dürfen. Nun ist es ja recht so. Zwei Kinder hab' ich droben und drei hier und dem Mann bin ich ja eineweg nicht mehr viel wert gewesen. Ich hab' ihn gern gehabt, aber er hat offenbar nicht ganz verstanden, wie ich's gemeint habe. Vielleicht merkt er es später. Wenn er nur den dreien wieder eine rechte Mutter gibt!“

Auch hier steht kein Datum. Ich weiß nicht, wie lange vor dem Tode die Frau das geschrieben hat. Sie sei gar nicht recht krank gewesen, sagte der Mann und am Kummer sei sie bei ihm sicher nicht gestorben.

Frau Margrit weiß nun wohl, wieviel es braucht, bis Herzen brechen. —